Die Kinderjahre des Maschinenbaues.*)

Von Geh. Reg.-Rat A. Riedler.

Noch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab es überwiegend nur einen rohen Maschinenbau; Sonderrichtungen waren selten und wurden nur handwerksmäßig betrieben oder waren Nachahmung ausländischer Vorbilder.

Technik und Wirtschaft blieben in engen Grenzen und gingen getrennte Wege. Alle Erfahrungen waren Fabrikgeheimnisse; nur wenige erlangten Einblick. Werkmeister waren die Leiter, die sich gewaltig viel einbildeten und ihre vermeintlichen Geheimnisse hüteten. Die „Erfahrungen" waren meist Folgen vorangegangener Fehler, die kuriert werden mußten, und die zufälligen Kurerfahrungen wurden dann Grundsätze.

Die Bildungsmittel waren sehr beschränkt; es gab nur beschreibende Naturwissenschaft und etwas Technologie. Die wenigen technischen Zeitschriften waren sehr dürftiger Art; Rezepte spielten noch eine Rolle, alles war unzuverlässig, nirgends gab es wertvolle, sichere Grundlagen, nirgends ausreichende wissenschaftliche Hilfsmittel.

Der deutsche Maschinenbau muß in seinen Anfängen nach zwei verschiedenen Richtungen beurteilt werden, die sich bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts vermischten: Der ältere Strom brachte die bedeutenden Erfahrungen des alten deutschen Mühlenbaus sowie des Bergbaus; der zweite, neue Strom wurde durch die Kontinentalsperre veranlaßt, infolge deren verschiedene Industrien, die vorher rein englische Angelegenheit waren nach dem Festland verpflanzt wurden; er blieb lange unter englischem Einflusse, war Nachahmung und besonders in Gas- und Wasserwerken und in Spinnereien bemerkbar.

Im deutschen Bergbau haben die „Kunstmeister" frühzeitig und selbständig die notwendigen Maschinen erdacht und mit einfachsten Hilfsmitteln selbst ausgeführt, Leistungen, die noch jetzt unsere Bewunderung erregen. Im Kohlenbergbau mit seinem mächtigen Anstieg wurde das Alte bald rücksichtslos ausgerottet. Alte Maschinen des Erzbergbaus, alte Hammerwerke und Schneidesägen, Windmühlen und Wassermühlen sind noch jetzt merkwürdige Zeugen großen Geschicks der alten Baumeister, deren Leistungen Vorbild geworden sind.

Der Grundzug der Maschinentechnik war, alles, was der Betrieb erfordert, mit eigenen Mitteln und Leuten zu bauen; daher wurden Maschinen aus Holz gezimmert oder aus Eisen hergestellt, das der eigene Schmied formen konnte und die einfache eigene Gießerei.

Gußeisen war anfangs ein teurer, seltener Baustoff, und schon deshalb wurde vieles aus Holz gezimmert. Größere Gußstücke mißlangen, die Schmelzöfen waren zu klein, die Hebevorrichtungen zu schwach. Schmiedeeisen war nur verwendbar innerhalb sehr beschränkter Gewichte und einfachster Formen. Größere Stücke gelangen erst mit Dampfhämmern, deren Einführung für einfache Werkstätten aber zu teuer war. So wurden denn bis in die achtziger Jahre größere Schmiedestücke selten verwendet, überwiegend Gußteile, sogar für Triebwerke, Wellen, Brücken usw. Die Gießereien konnten eben ihre Hilfsmittel rascher verbessern als die Schmieden.

Die Werkstätten, die Werkzeugmaschinen für die Bearbeitung der Maschinenteile waren klein und kümmerlich. Schwere Stücke mußten auf den unzureichenden Werkzeugmaschinen mehrmals „umgespannt werden. Es war daher oft zweckmäßiger, auf die Maschinenarbeit zu verzichten und das Werkstück nur von Hand mit dem Meißel zu behauen und mit der Feile nachzuarbeiten. Genauigkeit war unbekannt, war Sache der eigenen Meinung des Ausführenden, sogar genaue Maßstäbe fehlten, wenigstens für den Werkstattgebrauch, meist wurde nur mit dem zusammenlegbaren „Zollstock" gemessen.

Um so mehr ist die Kühnheit der alten Techniker merkwürdig, die mit ärmlichsten Mitteln bedeutende Werke schaffen konnten, „oberschlächtige" Wasserräder von fünfzig Fuß Durchmesser, hölzerne Feldgestänge für Kraftübertragung in Kilometerlänge, große Pumpmaschinen usw. Ihre Werke bekunden große Geschicklichkeit, obwohl die Arbeiter nur gewöhnliche Handwerker waren und die „Kunstmeister" nur im eignen engsten Kreise Erfahrungen gewinnen konnten.

Anfänglich dienten nur Wasserkräfte dem motorischen Antrieb der wenigen Fabriken. Die Dampfmaschinen fanden erst in den fünfziger Jahren größere Verbreitung; sie galten als gefährlich, wurden wohl auch noch „Feuermaschinen" genannt und kosteten mehr als das Zehnfache der jetzigen. Deshalb gab es in entlegenen Gegenden noch in den sechziger Jahren die aussterbenden „Roßwerke" aus der dampfmaschinenlosen Zeit, „Göpel", von Pferden im Kreise gedreht, mit Pferdewechsel alle zwei Stunden, und es gab noch „Maschinendreher", die, stündlich abgelöst, an Kurbeln drehend, die Arbeitsmaschinen antrieben. Ein zehnpferdiges Göpelwerk galt als groß und erforderte Stallungen für viele Dutzend Pferde.

Der Bau von Maschinen wurde erst mit der großen Verbreitung der Dampfmaschinen ein Sondergewerbe. Vorher gab es auch keine geschulten Arbeiter; die Betriebe befriedigten ihre Bedürfnisse mit ihren eigenen Handwerkern. Geübte Arbeiter gab es auch in den Maschinenfabriken lange nicht, weil die Art der Arbeit fortwährend wechselte. Billige Arbeit fand noch keine Nachfrage, weil die Betriebe, die ihre eigenen Maschinen zusammenbauten, ihre Selbstkosten nicht kannten.

Maschinenfabriken entstanden zuerst in der Nähe von Berg- und Hüttenwerken, Spinnereien usw.; sie waren Reparaturstätten, dann aber auch Baustätten für Maschinenteile. Ihr Stolz war, auch einmal eine neue oder große Maschine herauszubringen. Später begann der selbständige Maschinenbau auch in einzelnen Städten, sehr frühzeitig in Berlin, um den dort aufblühenden Industrieen zu dienen.

Die Verhältnisse in Berlin waren bis in die siebziger Jahre bescheidenster Art; die schlechten Verkehrsverhältnisse, die Eisenbahn vor dem Brandenburger Tor und der den Zügen vorausschreitende glockenschwingende Wächter, die sandige Straße durch den Tiergarten, die „aufs Land" hinausführte, die einfachen Lebensansprüche und Gewohnheiten kennzeichnen den gewaltigen Unterschied von einst und jetzt.

Die Maschinenfabriken waren frühzeitig entwickelt, sie lagen im Norden vor dem Oranienburger Tor, in der Chausseestraße, dicht nebeneinander in freier Gegend, fern vom Verkehr. Die Maschinenbauer waren schon damals wohl bekannt, ja volkstümlich, auch die Bühne hat sich mit ihnen beschäftigt.

Die älteste und größte Maschinenfabrik war die von Egells, die spätere „Germania". Einer ihrer Werkmeister machte sich selbständig und siedelte sich in der Chausseestraße an; es war der alte Borsig. Ein anderer Werkmeister war Webers, der seine kleine, später von Rathenau erworbene Maschinenfabrik in der Nähe der Maschinenfabrik von Hoppe, Wöhlert und Schwartzkopff gründete. Kuhn, ein Werkmeister der Hoppeschen Fabrik, hat seine Werkstätten bei Stuttgart errichtet. So haben die Berliner Werkmeister den deutschen Maschinenbau ins Land getragen.

Manche Leistungen dieser Fabriken sind erstaunlich, so die großen Maschinen für Berg- und Hüttenwerke, mit gußeisernen Wellen und Gestängeteilen, die jetzt niemand wagen würde, die aber im trägen Takte ihrer schweren Glieder jahrzehntelang arbeiteten.

Die Forderungen waren gering, Genauarbeit war unbekannt; das „Zimmermannshaar", auf einen Zoll genau war sprichwörtlich für schlechte Arbeit. Was gedreht war oder gebohrt, galt als rund, als genau. Eine gewollte Genauigkeit von einem Zehntelmillimeter hätte als Phantasie gegolten, eine solche von einem Hundertstmillimeter als Verrücktheit. Meist hatte ein Werkmeister die Herstellung der einzelnen Stücke zu überwachen und auch dafür zu sorgen, daß sie durch Nacharbeit richtig zusammengepaßt und die Maschine gangbar gemacht wurde. Bei der Ingangsetzung großer Maschinen waren Brüche nicht selten, sogenannte „Kinderkrankheiten" und Nacharbeiten die Regel. Anstandsloser Lauf der Maschinen sofort nach Aufstellung wurde nicht erreicht, war doch fast jede Maschine anders als ihre Vorgängerin. Wenn sich die Maschinen drehten, einigermaßen die verlangte Arbeit leisteten, nicht allzuviel Störungen verursachten, dann galten sie als hervorragend.

Die wirtschaftlichen Sorgen waren noch gering. Mit lediglich guter Arbeit und gewöhnlichem technischen Geschick war guter Erfolg und Ertrag sicher, ohne die Notwendigkeit, sich sehr anzustrengen oder gar aufzureiben.

Die Fabrikherren wurden leicht wohlhabend, denn es gab nur Wettbewerb mit der Handarbeit, mit handwerksmäßigen Mitteln und Gepflogenheiten. Die Fabrikleiter, wenigstens außerhalb der Städte, waren eine Art Gutsherren, frei von täglichem Drängen und Plagen. Manchem von ihnen verdanke ich während meiner Studienfahrten außer Belehrung auch schöne Ausflugs- und Jagderlebnisse. Wettbewerb und ständige Unrast sind erst viel später Dauergäste geworden.

Vorausschauende wirtschaftliche Ueberlegungen über den Alltagsbedarf hinaus waren selbst noch kurz vor den achtziger Jahren wenig üblich. Die Fragen: „Was kostet ein Kilo Dampf?", „Was kostet der Transport der Werkstücke?", „Was sind die Selbstkosten dieses Maschinenteils?" wurden meist nur durch den Hinweis auf die Buchhaltung beantwortet, die ja an der Jahreswende aufweisen werde, was verdient wurde.

Die Geldleute waren Geldwechsler, Spekulanten in Börsengeschäften und gewöhnliche Geldvermittler, ohne Zusammenhang mit industrieller Tätigkeit. Kreditaktien und andere Spielpapiere waren ihnen viel wichtiger als alle Industrien.

Diese Beispiele kennzeichnen ausreichend die Zeit vom Eingreifen der Dampfmaschine bis zur großen Ausbreitung des Maschinenwesens in den siebziger Jahren, sie kennzeichnen auch die Atmosphäre, in die Rathenau mit dem Kauf der Maschinenfabrik eintrat. Aus ihr strebte er bald mit Macht heraus. In diese unbegreiflich gewordenen Zustände muß man sich zurückversetzen, um die kommende neue Richtung zu würdigen.

*) Eine Biographie von Emil Rathenau, dem Begründer der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, von Geh. Reg.-Rat A. Riedler erscheint demnächst im Verlage von Julius Springer. In einem der ersten Abschnitte des gedankenreichen Werkes erzählt der Verfasser von den Leistungen des alten Maschinenbaues.

Aus dem Fürstentum Lichtenstein. Die Ausfuhr von Schlachtvieh — mit Ausnahme von Stieren unter zwei Jahren — ist von der Landesregierung bis auf weiteres untersagt worden. Diese Maßnahme wurde vom Bestreben diktiert, die inländische Fleischversorgung sicherzustellen. Seit vielen Monaten stand das Metzgereigewerbe still; nun hat eine Metzgerei des Landes den Betrieb wieder aufgenommen.

Neue nationale Bestrebungen in Ost-Europa.

(Die Befreiung der Ukraine und die damit gegebene Verrammelung des Zugangs Rußlands zum Balkan ist kürzlich in einem Artikel H. H. von Wellenthins im „Sonntagsblatt": „Der große Schutzwall gegen Rußland" als eines der notwendigen Kriegsziele der siegreichen Mittelmächte bezeichnet worden, deren Heere denn auch gerade jetzt mit der Eroberung der Moldau und einer möglichen Invasion Bessarabiens auf dem besten Wege scheinen, auch die immer bedeutsamer hervortretende ukrainische Frage mit dem Schwerte zu lösen. Ueber die Schicksale der Ukraine und der Ukrainer, die bis vor kurzem dem „Durchschnitts-Europäer" und erst recht dem Amerikaner so gut wie unbekannt waren, unterrichtet in fesselnder Weise ein Kenner des Problems Dr. Jacob W. Hartmann, Professor der deutschen Literatur am hiesigen City-College, in einem Aufsatze im „International", aus dem wir in folgendem einige wichtigere Abschnitte in deutscher Uebersetzung wiedergeben. — Die Redaktion.)

Wer Russisch zu studieren beginnt, erfährt, daß die Sprache in drei Dialekte zerfällt, deren jeder hauptsächlich auf gewisse Teile des Landes beschränkt ist, ähnlich, wie Platt- und Hochdeutsch die charakteristischen Mundarten Nord- und Süddeutschlands sind. Er wird belehrt, daß das wichtigste der drei russischen Idiome, nämlich Groß-Russisch, in den beiden Hauptstädten, Moskau und Petersburg, ferner in dem zwischen ihnen, sowie nördlich und östlich von ihnen gelegenen Landesteile gesprochen wird, während sich die Geltung der beiden anderen Dialekte auf kleinere Gebietsteile des russischen Reiches beschränkt. Diese Mundarten sind Weißrussisch und Kleinrussisch. Weißrussisch ist, ganz allgemein gesprochen, der unwichtigste der drei Dialekte, wenn wir die Anzahl der sich wirklich dieser Sprache bedienenden Leute ins Auge fassen; es ist die Sprache der sich zwischen Großrussen und Polen schiebenden Bevölkerung, also durchaus einen Binnenland-Sprache. Und der dritte Dialekt gehört der Volksmasse an, die südlich der Großrussen und der Weißrussen, mithin zwischen dem Territorium dieser Völker und dem schwarzen Meere ihren Sitz hat. Kleinrussisch wird demnach im ganzen südlichen Teile Rußlands gesprochen, von Bessarabien und dem Krim bis zum Kaukasus, vom Schwarzen Meer im Süden bis zu den nördlichen Sümpfen und Wäldern, die von dem Pripet und von der Desna durchquert werden. In diesem Gebiete wohnen mehr als 30,000 Kleinrussen. Wer ihnen aber begreiflich machen wollte, daß Kleinrussisch oder, wie sie selber sagen, „Ukrainisch", eine Mundart des Großrussischen sei, würde heftigem Proteste begegnen.

Nicht alle Leute dieses Schlages leben in Rußland. Das „kleinrussische" Gebiet ragt in Oesterreich hinein. Unglücklicherweise gibt es nirgends in Europa wirklich ethnologisch-nationale Grenzen. Auf Oesterreich-Ungarn entfallen über 5,000,000 Kleinrussen, die hauptsächlich in Galizien, zum Teil aber auch in anderen Gebieten der Doppel-Monarchie wohnen. Und gerade die Kleinrussen dieser Gruppe haben in der Regel in höherem Maße die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt, als ihre Brüder in Rußland, denn das kleinrussische Element Oesterreichs hat im großen und ganzen ein höheres Bildungs- und Kulturniveau erreicht und überhaupt ein reicheres nationales Leben entfaltet. — — —

Kein Kleinrusse läßt sich gern „Kleinrusse" nennen. Er nennt sich selber und seine Sprache „ukrainisch" und sein Land die „Ukraine", und er weiß, daß jener Teil der Ukraine, den die Oesterreicher Galizien nennen, autonomer Bestandteil eines konstitutionellen Reiches ist, während der große Rest nur eine unterdrückte Provinz Rußlands bildet, in der, ganz wie bis vor kurzem in Polen, Sprache und Rassen-Eigentümlichkeit der Bevölkerung zerrieben werden sollen, damit nichts anderes als das herrschende Moskowitertum übrig bleibt.

(Der Verfasser gibt in diesem Zusammenhang interessante ukrainische Reminiszenzen aus der Literatur, und wir lernen keinen geringeren als Voltaire — in dessen „Geschichte Karls XII." — als einen Freund und Fürsprecher der Ukrainer und Moskowiterhasser kennen; dann folgte eine knappe geschichtliche Orientierung):

Die erste zuverlässige Kunde von der Ukraine, deren Grenzen schon fast ganz denen des heutigen „Kleinrußland" entsprechen, finden wir in den skandinavischen Sagen, in denen das Land „Kaenugard" genannt wird, und in den Chroniken des Nestorius, der uns über Vladimir den Großen berichtet, den Bekehrer Rußlands und Beherrscher einer gewaltigen Völkergruppe, mit Kiew in der Ukraine als Hauptstadt. Dieser mächtige Fürst herrschte über die Ukraine von 970 bis 1015. Wer an den gradweisen Zug der Zivilisation von Süden nach Norden glaubt, wird mit Interesse bemerken, daß dieses große Königreich von Kiew oder die Ukraine die Heimat des großen Chronisten Nestorius war, denn in Kiew wurde im Jahre der normannischen Eroberung (1066) Rußlands erster Geschichtsschreiber geboren, und dort starb er ungefähr siebzig Jahre später. Durch die Ukraine fand das Alphabet des Cyrillus seinen Weg nach Rußland und drang griechisches Christentum vor, um den heidnischen Slavenhorden mildere Sitten zu bringen.

Aber nach dem Tode Wladimirs wurde sein ungeheueres russisches Reich geteilt, und das ursprüngliche ukrainische Königreich wurde eine Beute der tapferen Krieger des damals machtvollen litauischen Staates (1320), der seinerseits wieder, samt dem ukrainischen Vasallenstaate, in militärischem wie diplomatischem Sinne von Polen unterworfen wurde (1386). Nun folgte ein jahrhundertelanger Kampf zwischen Polen, dem neuen Herren der Ukraine, und der aufstrebenden Macht des moskowitischen Reiches oder Groß-Rußland, um die Herrschaft über das ukrainische Gebiet. Die mächtigen Kohorten des Nordens entwanden Stück um Stück des eroberten Territoriums den Händen ihrer polnischen Rivalen. Die Eroberung der polnischen Kolonien war aber keine leichte Aufgabe, und der letzte Streifen ukrainischen Gebietes wurde den polnischen Eroberern erst mit der endgültigen Teilung der unglücklichen Polen entrissen (1795). Der Löwenanteil an der Ukraine fiel damals an russische Hände; Oesterreich erhielt ein kleineres Gebiet, das indessen die Städte Lublin und Kholm umfaßte, Namen, mit denen die Ereignisse des polnischen Feldzuges von 1915 alle Zeitungsleser vertraut gemacht haben.

(Im Originalartikel folgt eine kurze Uebersicht über die Leiden und Kämpfe des ukrainischen Volkes unter den verschiedenen, einander ablösenden Fremdherrschaften, die nur durch eine sechsjährige Periode nationaler Selbständigkeit unterbrochen wurde. Mit dem westfälischen Frieden wurde ein freier ukrainischer Staat geschaffen, der aber schon 1654 in die moskowitischen Klauen fiel. Seitdem hat sich, wie der Verfasser sagt, eine Generation russischer Staatsmänner nach der anderen um die Austilgung der ukrainischen Sprache, Sitten, Kunst, Literatur und Gelehrsamkeit bemüht, und wie erfolgreich diese Bemühungen waren, davon zeugt am besten die fast absolute Unwissenheit über die Ukraine, die vor einiger Zeit selbst in Kreisen der Höchstgebildeten Westeuropas und Amerikas geherrscht hat. Der zarische Ukas von 1876 verbot schlankweg die Veröffentlichung von Zeitungen und Büchern in ukrainischer Sprache, trotz der Tatsache einer bedeutenden ukrainischen Literatur, die keinem Großrussen ohne Spezialstudium der ukrainischen Sprache zugängig ist. Erst in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch wurde dieser Bann, dank des Eingreifens der Petersburger Akademie, teilweise aufgehoben. Welche Erfahrungen die Ukrainer unter ihren polnischen Herren in dem österreichischen Kronlande Galizien machten, belegt Dr. Hartmann mit der Rekapitulierung eines Ereignisses aus der Geschichte der letzten Jahre, das mit seinem glücklichen Abschluß in New York spielt):

Die Geschichte der slavischen Völker während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts war so furchtbar in sensationelleren politischen Mordtaten, daß nur wenige von uns der Ermordung des Grafen Potocki, des polnischen Statthalters von Galizien, die am 12. April in Lemberg erfolgte, irgendwelche Aufmerksamkeit schenkten. Sein Mörder war Myroslaw Sychynski, ein junger griechisch-katholischer Student, der, empört durch die unaufhörliche kleinliche Bedrückung seines Volkes durch die polnischen Edlen, seine Landsleute rächte, indem er sie von einem ihrer Bedrücker befreite, um so zugleich die Aufmerksamkeit Mitteleuropas auf die Lage in Galizien zu lenken. Sychynski wurde sofort ergriffen und eingekerkert, und nach einer Verhandlung von nur einem Tage (30. Juni 1908) wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt. Nachdem seine Verteidiger zweimal nacheinander gegen dieses Urteil Berufung eingelegt, unter der Begründung, daß Sychynskis Verbrechen ein politisches und zudem gemildert war durch das tyrannische Regiment des Statthalters Potocki, wurde der Student zu 20jähriger Zuchthausstrafe begnadigt. Tatsächlich verbüßt hat er seinen Straftermin nur zum kleinsten Teile. Eines heiteren Tages spazierte Sychynski unbehelligt aus der großen Provinzial-Strafanstalt in Stanislaw in die Freiheit, um dann zunächst spurlos zu verschwinden. Erst später erfuhr man daß eine umfassende Verschwörung zu seiner Befreiung bestanden hatte, daß fast ein jeder in dem Zuchthaus, der Zuchthausdirektor so gut wie die Sträflinge an dem Komplott zur Befreiung des ruthenischen (ukrainischen) Nationalhelden beteiligt war und daß hunderte von Männern monatelang um den Plan wußten, ohne diesen jemals im allergeringsten zu verraten. Mit Hilfe falscher Päffe fand Sychynski seinen Weg nordwärts durch Deutschland. Das war anno 1912. Seine galizischen Freunde hörten dann nichts mehr von ihm, bis er im Herbst 1914, kurz nach Beginn des europäischen Krieges, unter einem angenommenen Namen in New York auftauchte. Er hatte die beiden voraufgegangenen Jahre, wie jetzt berichtet wurde, in Schweden verbracht, wo er sich nationalökonomischen Studien gewidmet hatte. Sychynski weilt noch heute unter uns, eifrig bestrebt, seine in Amerika lebenden Landsleute zum Bewußtsein der Tatsache zu erwecken, daß sie noch eine Pflicht gegen die Ukraine zu erfüllen haben — und zugleich läßt er sich angelegen sein, der von russischen Geheimagenten unter unseren Ukrainern unterhaltenen Propaganda entgegenzutreten, nach deren Lehren sie nur ein Bestandteil des großrussischen Volkes sind.

Der Ermordung des Grafen Potocki habe ich nur deshalb Erwähnung getan, um zu zeigen, daß die Ruthenen (Ukrainer) in Galizien nicht durch die Oesterreicher, sondern lediglich durch die Polen unterdrückt werden, und daß sie sich dessen auch voll bewußt sind. Sie nehmen im gegenwärtigen Kriege eher eine deutschfreundliche Stellung ein, da sie allen Grund haben, ihre Gegensätzlichkeit gegen die lieben Mitslaven, Polen und Russen, stärker zu empfinden, als ihre Unterordnung unter die wohlwollende österreichische Schutzherrschaft. Der österreichische „Ruthene" hängt mit Liebe an seinem Reiche und wünscht gar keine engere Berührung mit seinen slavischen Brüdern, mit Ausnahme der russischen Ukrainer, seiner wirklichen Brüder.

Oesterreich mag als Vorkämpfer unterdrückter Völker in unserem Lande hier und da ungläubigem Lächeln begegnen. Man vergesse aber nicht, daß kein anderes Land jemals den freien Gebrauch acht gleichberechtigter Sprachen in seinem amtlichen Verkehr geduldet hat. (Der Verfasser wurde noch kürzlich, als er ein Exemplar eines österreichischen Gesetzes bestellte, von der Druckerei des Reichsgesetzblattes in Wien mit einem umfänglichen Paket überrascht, das jenes Gesetz in acht verschiedenen Sprachen enthielt — Deutsch, Polnisch, Ruthenisch, Slavonisch, Böhmisch, Rumänisch, Italienisch und Kroatisch). Amerikaner würden wahrscheinlich nur mit Staunen erfahren, daß die österreichische Verfassung in allen Fragen, die Nationalitäten-Ansprüche betreffen, das freiheitlichste Dokument Europas ist, und es mag nicht gut tun, sie gegenwärtig mit solchen Dingen allzu sehr zu konsternieren.

Was die Zukunft der Ukraine als einer eigenen, unabhängigen Nation angeht, so sind bestimmte Voraussagen vielleicht noch verfrüht. Da aber nun einmal 30,000,000 Ukrainer in Rußland und 5,000,000 in Oesterreich-Ungarn leben, von den großen ukrainischen Kolonien in Amerika und Sibirien garnicht zu reden, so unterliegt es, je mehr ihr Bildungsniveau steigt und ihr nationales Bewußtsein erstarkt, um so weniger einem Zweifel, daß etwas zur Befriedigung ihres völkischen Dranges geschehen muß. In den Ver. Staaten und Kanada wird vielleicht eine halbe Million Ukrainer zur Selbstregierung erzogen, und da sie ab und zu ihre Heimat besuchen und die Ideen der Freiheit in die heimischen Hütten tragen, besteht alle Wahrscheinlichkeit, daß in den Herzen derer, die zu Hause geblieben sind, ein freudiges Echo geweckt wird. In Amerika wie anderswo leistet der eingewanderte Ukrainer seinen Anteil an der Arbeit der Menschheit und empfängt er sein Teil an den Erfahrungen, die den Menschen prüfen. In den Oelraffinerien von Bayonne, N. J., stellten sie ein stattliches Kontingent der Streiker in den sozialen Konflikten der verflossenen Monate, und in den Konzentrationslagern Kanadas büßen manche von ihnen für ihre Treue gegen Oesterreich. Wenn einmal ihre Hingebung und Treue der Entwicklung der Möglichkeiten ihrer heimischen Ukraine fruchtbar gemacht werden, deren Ackerboden der reichste der Erde ist und deren Industrien gegenwärtig zu den mächtigsten Hilfsquellen ihrer russischen Unterdrücker gehören, so dürfen wir hoffen, eine neue Nation erstehen zu sehen, eine Nation, die nicht nur die Träume eines alten, großen Stammes verwirklicht, sondern auch durch ihr bloßes Dasein ganz von selber einige der hartnäckigsten Probleme Europas lösen wird. Denn sie würde für alle Zeiten die Expansion Rußlands gegen die Dardanellen unmöglich machen und damit der Entwicklung aller Balkanstaaten durch Befreiung von dem russischen Alpdruck die Bahn öffnen; sie würde die ruthenische Frage Oesterreichs durch Lostrennung der Ruthenen von den Polen und den Anschluß der ersteren an die Ukraine, der letzteren an Polen lösen.

Keine Schilderung der Ukraine ist vollständig, ohne daß der literarischen und künstlerischen Errungenschaften ihres Volkes einige Erwähnung geschehen ist. Diese Leistungen sind als die eines unterdrückten Volkes, das in den zehn Jahrhunderten seiner geschichtlichen Ueberlieferung nur gelegentliche Lichtblicke nationaler Unabhängigkeit erlebt hat, bedeutsam genug. Der große russische Dichter Gogol wurde in der Ukraine geboren; zum Glück für die russische Literatur schrieb er nicht in seiner Muttersprache, sondern in Groß-Russisch. Aber der Poet, auf den alle Ukrainer stets mit Stolz als den Ihren hinweisen, ist Taras Shevchenko, der Shakespeare der ukrainischen Literatur. Er wurde im Jahre 1814 im Gouvernement Kiew geboren und strebte in seiner Jugend leidenschaftlich danach, sich den Hindernissen seiner „niederen Geburt" zum Trotz — er war eines Leibeigenen Sohn — zu einem Maler heranzubilden. Nachdem die Hilfe zweier edler Künstler ihn aus dem Stande der Leibeignen herausgehoben, kehrte er unvermittelt seinen alten Plänen den Rücken, um sich ganz der literarischen Produktion zu widmen; und zwar wandte er sich einer Art Literatur zu, die wegen ihrer liberalen Tendenzen den russischen Behörden gründlich unsympathisch war. Eins seiner Werke, „Kobzar" (so wurden die alten fahrenden Sänger der Ukraine genannt), brachte ihm als Verbannten nach Sibirien, wo er sich zehn Jahre lang (1847—1857) in Gefangenschaft befand. Seine kleineren Dichtungen lassen ebenfalls eine leidenschaftliche ukrainische Vaterlandsliebe, wie auch ein warmes Mitgefühl mit Armut und Elend in allen Gestalten erkennen. Zahlreiche andere gute Namen zieren die Seiten der ukrainischen Literaturgeschichte, aber Shevchenko, der im Jahre 1861 starb, blieb der bedeutendste. — In unserer Zeit drucken Lemberg und Czernowitz die Bücher die von den Ruthenen oder Klein-Russen gelesen werden, nicht nur in Oesterreich, sondern auch im ganzen Süden Rußlands. Man kann, was die gegenwärtige literarische Produktivität betrifft, fast sagen, daß das Gehirn dieses zwischen zwei mächtige benachbarte Staaten aufgeteilten Volks in Galizien entwickelt wurde, während der mächtige, durch Süd-Rußland lagernde Körper infolge mangelnder kultureller Nahrungszufuhr noch der Stagnation überlassen ist.

— Die Vermählung von Rede und Ton ist die edelste Ehe, die je geschlossen worden.

— Es muß einer schon fest im Ton sein, um nicht in die Melodie zu verfallen, die die andern pfeifen.

Optimismus im Kriege.

Von Generalleutnant Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee.

Zu jedem großen Wurf im Leben gehört ein gewisser freudiger Optimismus. Der Kaufmann und der Industrielle können eines solchen nicht entraten. Hat doch unser geschäftlicher Wagemut den Neid und die Feindschaft nahezu der ganzen Welt gegen uns hervorgerufen. Um so mehr aber bedarf es des Optimismus im Kriege. In hohem Maße besaß ihn König Friedrich. Ohne ihn hätte er sich im Siebenjährigen Kriege nicht aufrecht zu erhalten vermocht. Wohl ist er häufig der Verzweiflung nahe gewesen, so, als er bei Kolin den Zauber der Unbesiegbarkeit seines Heeres dahinschwinden sah, als er bei Kunersdorf das Ende seines Hauses vor Augen zu sehen glaubte. Doch diese Schicksalsschläge haben ihn wohl zu beugen, nicht aber zu brechen vermocht.

Seinem Beispiele sind die Männer, die Preußen vor einem Jahrhundert aus tiefster Erniedrigung wieder emporgerissen, gefolgt. In dem untrüglichen Vorgefühl, daß die napoleonische Weltherrschaft nicht von Dauer sein könne, haben Blücher und die sich an ihn schlossen, auch in den Jahren banger Erwartung, die der Erhebung von 1813 voraufgingen, an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes nicht verzweifelt. Auch später, inmitten des Befreiungskrieges ist Blücher selbst in den schwierigsten Lagen niemals an seinem Glauben irre geworden, daß der Sieg zuletzt doch den Verbündeten zufallen müsse. Diese freudige Zuversicht im großen hat ihm auch über so manche Not des Augenblicks hinweggeholfen. Wer in schwierigen Lagen Besorgnisse und Bedenken äußerte, verlor für immer Blüchers Vertrauen. Sehr bezeichnend schreibt im ähnlichen Sinne Moltke*): „Es gibt in jedem Hauptquartier eine Anzahl von Leuten, die mit großem Scharfsinn alle Schwierigkeiten bei jeder vorgeschlagenen Unternehmung hervorzuheben wissen. Bei der ersten eintretenden Verwicklung weisen sie überzeugend nach, daß sie alles vorhergesagt haben. Sie sind immer im Recht; denn da sie selbst nicht leicht etwas Positives vorschlagen, viel weniger noch ausführen, so kann der Erfolg sie nie widerlegen. Diese Männer der Negative sind das Verderben der Heerführer."

Moltkes Schule wirkt glücklicher Weise nach. „Männer der Negative" gibt es im deutschen Heere in leitenden Stellen nicht. Sie würden dort nicht geduldet werden. Im Heere herrscht bei uns nur positiver Siegeswille. Wie aber sieht es damit in der Heimat? Wohl werden dort die Leistungen unseres Heeres anerkannt, der organisatorischen Kraft, die sich in seinem ganzen Organismus offenbart, zollt man Bewunderung, es herrscht Vertrauen in die Führung, aber der Blick haftet doch immer wieder sorgenvoll am einzelnen. Das ist zum großen Teile begreiflich und entschuldbar inmitten der Sorgen des Alltags, die durch mannigfache Erschwerungen und Entbehrungen noch gesteigert werden. Wohl werden diese tapfer ertragen, aber sie erzeugen bei manchen eine Grundstimmung, die Hoffnungsfreudigkeit nicht recht aufkommen lassen will. Es wäre ungerecht, das zu verkennen. Andererseits aber sollten wir nicht vergessen, daß sich bei uns im Innern doch die Dinge im ganzen genommen immer noch weit günstiger gestaltet haben, als zeitweilig zu befürchten stand. Dafür sollten wir dankbar sein angesichts der uns von England angedrohten Aushungerung. Weil sie mißglückte, sah sich England erst veranlaßt, mit vollem Ernst in den Krieg einzutreten und Hunderttausende seiner Söhne an der Somme ohne greifbaren Erfolg zu opfern.

Wo wir Zaghaftigkeit in der Heimat wahrnehmen hat sie zum Teil ihren Grund in der Unkenntnis der Verhältnisse, wie sie in der Front herrschen. Wer nicht den Pulsschlag des Krieges draußen gefühlt hat, macht sich leicht falsche Vorstellungen von den Dingen. Ihm erscheint selbst die nur vorübergehende Stockung einer Operation als ein Fehlschlag. Auch ein nur vereinzelter Rückschlag läßt ihn schlimmes befürchten. Wer aber zu solchen Auffassungen neigt, sollte sich sagen, daß er damit unter die „Trübsalsspritzen" geht, wie Blücher alle Pessimisten zu nennen pflegte, statt, wie es im Hauptquartier des „Marschall Vorwärts" geschah, „in dem großen Gedanken dieses größten Krieges lebend, und in den höchsten Zielen das Maß dessen zu suchen, was geleistet werden muß."

Aus welcher Bedrängnis ist nicht Friedrich der Große errettet worden! Er hatte Lagen gekannt, in denen er „seiner Seele Stockschläge geben mußte", um sich innerlich aufrecht zu erhalten. Sind etwa wir schon so weit? Auch Blücher und Gneisenau hatten ganz andere Sorgen kennen gelernt, als sie uns umgeben. Sie hatten die schwersten Zeiten ihres Vaterlandes durchlebt, bevor sie im Krieg an leitende Stellen traten. Ihre Seelen waren in der Schule des Unglücks gehärtet. Männer mit einem großen Herzen aber gewinnen in solcher Schule jene Gleichgültigkeit gegen alles Nebensächliche und Kleinliche, jene feste Zuversicht, die oberflächlicheren Naturen oft wie leichter Sinn erscheint, in Wahrheit aber nur der Ausdruck vollkommener Beherrschung der Lage ist.

Aus einer solchen heraus konnte Gneisenau nach den Niederlagen der Schlesischen Armee an der Marne im Februar 1814 schreiben: „Wir suchten zu tun, als ob wir nicht geschlagen wären, vereinigten schnell unsere Korps und ergriffen vier Tage nach unseren Unfällen wieder die Offensive." Diese Denkungsart herrscht auch heute noch in unserem Heere. Mit ihrer Hilfe haben wir gelegentliche Unfälle stets wieder ausgeglichen. So stehen wir im dritten Kriegsjahre ungeschlagen da. Die teure Heimat ist ringsum behütet. Darum sei sie sich mit Stolz stets dessen bewußt, was das sagen will: Frankreich und Rußland auf das Schwerste getroffen, großer Gebietsteile beraubt; Belgien, Serbien, Montenegro zu Boden geworfen; Rumänien ernstlich gefährdet; der übermächtige Anstrum der Engländer und Franzosen an der Somme unter schwersten, unersetzlichen Verlusten abgewiesen; ein englisches Schiff nach dem andern auf den Grund des Meeres befördert. Wahrhaftig, es ist kein Hurra-Optimismus, der sich an Siegen, wirklichen und eingebildeten berauscht, wenn wir angesichts solcher Erfolge voll Vertrauen in die Zukunft sehen.

Der gesunde, Leben erweckende Optimismus, der im Kriege herrschen soll und muß, ist im Grunde etwas ganz anderes, als man im gewöhnlichen Leben im allgemeinen unter Optimismus versteht. Hier wird der Begriff meist im Sinne der Leichtlebigkeit und Oberflächlichkeit, weniger in seinem eigentlichen als der dem Pessimismus entgegengesetzten, freudig bejahenden Weltanschauung gebraucht. In diesem Sinne ist der Optimismus in Wahrheit nichts anderes als ein vorurteilsfreies Anschauen der Dinge, wie sie wirklich sind, im Gegensatz zur Schwarzseherei, die überall Unglück wittert, stets von Schwierigkeiten, nicht aber von deren Ueberwindung redet. Die Schwarzseher vergessen, daß alle bedeutenden Männer Reibungen ohne Zahl zu überwinden gehabt haben. Ein Optimist in unserem Sinne wird auch in den schlimmsten Verhältnissen noch einen Ausweg zu finden wissen. Seine Gedankenwelt ist durchaus nüchtern und nicht zu verwechseln mit der eines Enthusiasten.

Um nicht zum Pessimisten zu werden, gilt es, sich gegen die Gefahr suggestiver Einwirkungen, die heute besonders groß ist, zu wappnen. Unendlich viele Menschen leben, ohne es zu wissen, gar nicht in der Wirklichkeit, sondern in einer Welt, die ihnen ihre Umgebung vorspiegelt. Die großen Städte mit ihrem Zusammendrängen der Menschenmassen, ihrer Entfremdung von der Natur äußern hierin einen besonders verderblichen Einfluß. Diese weitverbreitete Zugänglichkeit für die Meinung anderer leistet dem Entstehen übertriebener Gerüchte und der Verallgemeinerung von Urteilen und Klagen Vorschub, die für den Einzelfall zutreffend und berechtigt sein mögen, auf das Ganze ausgedehnt, aber ein völlig falsches Bild ergeben.

Unsere vielgerühmte deutsche Objektivität ist von Nutzen, wenn sie zu einer nüchternen, gewissenhaften Abschätzung der Kräfte der Gegner führt, sie bildet dagegen eine Gefahr, wo sie für diese zu günstigen Annahmen macht, ihre Schwächen übersieht und so die eigene Hoffnungsfreudigkeit herabdrückt. Solche Denkweise ähnelt derjenigen des unglücklichen Besiegten von Auerstedt, des Herzogs von Braunschweig, der stets ein „relatives Recht des Gegners" gelten ließ und darüber vergaß, daß es darauf ankommt, seinerseits dem Gegner das Gesetz zu geben.

Die Leistungen des Befreiungskrieges und die von 1870/71 sind von unserem Heere jetzt vielfach übertroffen worden. Der Weltkrieg mit seinen ungeheuren Anforderungen hob uns über uns selbst empor. Die Erfahrungen früherer Kriege haben nur noch bedingte Gültigkeit. Bleibenden Wert aber wird stets das Beispiel großer Charaktere der Vergangenheit behalten. An dem feurigen Optimimus, wie er in Blücher und Gneisenau lebte, wollen wir uns daher in dieser schweren Zeit aufrichten. Nur wo ein gesunder und hoffnungsfreudiger Optimismus herrscht, wird man kühne Taten sehen. Soll er beim Heere vorherrschen, so darf er auch im Volke nicht fehlen. Ein Volksheer bedarf des Einklangs seiner Stimmung mit der in der Heimat herrschenden, sie wirken wechselseitig aufeinander ein. Beherzigen wir daher das Wort unseres großen Kriegsphilosophen Clausewitz: „Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."

*) Militärische Werke III 3. Der italienische Feldzug des Jahres 1859, über die Zusammensetzung der Hauptquartiere.

Ein englisches Zugeständnis zur Geschichte des Kriegsausbruches. In der englischen Wochenschrift „London" macht C. G. Grey, der Herausgeber des „Aeroplane", ein bemerkenswertes Zugeständnis. Er beschreibt die mangelhafte Entwicklung des englischen Militärflugwesens vor dem Kriege und sagt dann: „Wir haben nur dreißig Flugzeuge im Juni 1914 gehabt, und dies, trotzdem jeder im Informationsdienst beschäftigte englische Offizier und einige Tausend Zivilpersonen genau wußten, daß ein Krieg mit Deutschland bevorstand". Man war also schon vor der Ermordung des Thronfolgers über die russischen Pläne orientiert.

Ausgrabungen in Italien. Beim Bau einer neuen Villa stieß man in der Via Po in Rom auf zahlreiche Ueberreste von alten Gräbern. Unter den Ruinen fand man auch sehr viele Marmorplatten mit vorzüglich erhaltenen Inschriften, von denen sich mehrere auf die Prätorianer beziehen. In Pompeji werden die Ausgrabungsarbeiten tüchtig fortgesetzt. Die Via dell'Abbondanza wurde in diesem Jahre um 10 Meter verlängert. Bei diesen Arbeiten fand man zahlreiche Inschriften, die vor allem für die Kenntnis des römischen Wahlmodus von großer Bedeutung sind. Im Hause Trebino Valenta wurde ein Zimmer mit ländlichen Wänden bloßgelegt.